

Herzlich willkommen, meine sehr geehrten Damen und Herren, zur sechsten Denkwerkstatt des Nikolaus Harnoncourt Zentrums hier in der Landesmusikschule im wunderschönen St. Georgen im Attergau. Ein herzliches Grüß Gott auch an all jene Zuschauerinnen und Zuschauer, die uns per Livestream zugeschaltet sind. Die Denkwerkstatt bietet Raum für offenen Dialog und sie ist Teil des Rahmenprogramms der internationalen Harnoncourt-Tage. Sie trägt heute den sehr spannenden Titel: „Ausgebildet, aber unfähig zum Ganzen – Nikolaus Harnoncourt und die kreative Urkraft des un-disziplinierten, entfesselten Denkens.“

Das klingt erst einmal groß. Ich kann Ihnen versprechen, ist es auch. Das Thema ist sehr groß, denn es geht heute nicht, wie man vermuten würde, wenn man hier in einer Landesmusikschule sitzt und zuhört, ausschließlich um Musik oder Kunst. Und es geht aber auch nicht ausschließlich um Bildung oder Schule, sondern es geht um etwas Größeres. Es geht darum, wie Bildung heute gestaltet werden muss in einer Welt, die digitaler, vernetzter, komplexer und widersprüchlicher geworden ist. Und es geht darum, ob wir Kinder und Jugendliche und damit letztendlich uns selbst viel zu sehr erziehen für Spezialisierung, für Funktionieren, für Verwertbarkeit und viel zu wenig für andere Dinge: für Urteilskraft, für Fantasie, für Verantwortung, für Verbindungskompetenz – oder wie es Nikolaus Harnoncourt ausgedrückt hat: für den Mut zum entfesselten Denken. Er war ja hier auch eine sehr spannende Rollenfigur, denn dieses entfesselte Denken ging bei ihm sehr weit hinaus. Er wollte nicht nur Noten lesen, und auch von seinen Musiker*innen hat er verlangt, dass sie nicht nur Noten lesen oder nachspielen können, sondern dass sie die Welt dahinter verstehen. Spezialistentum war ihm von jeher ein Dorn im Auge, weil er der Meinung war, dass es den Blick absolut verengt. Er war ein Mensch, der Kunst nicht als Dekoration sah, sondern als etwas zutiefst Essentielles der menschlichen Bildung. Genau darum geht es jetzt, und in den nächsten 60 bis 75 Minuten möchte ich genau darüber mit meinen Podiumsgästen sprechen. Wir reden über Bildung und Ausbildung. Wir reden über Interdisziplinarität und Einengung. Wir reden über Kunst, Kreativität, Innovation und Technologie. Und wir reden darüber, was junge Menschen – aber auch die Gesellschaft – heute braucht und wie das Bildungssystem aufgesetzt werden sollte. Dazu freue ich mich auf meine Podiumsdiskussionsgäste. Magistra Dr. Edda Polz ist Vizerektorin für Hochschulentwicklung und Forschung an der Pädagogischen Hochschule Niederösterreich. Sie ist Juristin und Bildungswissenschaftlerin und ihr Schwerpunkt liegt auf den Themen Begabungsförderung, Künstliche Intelligenz und lebenslanges Lernen. Herzlich willkommen, Frau Polz.

Daneben Professor Ernst Smole: Sie sind Obmann des Internationalen Nikolaus Harnoncourt Forums. Sie sind schon sehr lange als Bildungsgestalter unterwegs, vor allem auch in der Bildungs-Bubble. Und Sie sind Verfechter eines Bildungsansatzes, der weit über das Funktionieren hinausgeht und damit den Harnoncourt-Gedanken nicht nur in die Bildung hineinträgt. Herzlich willkommen.

Magister Georg Kapsch ist Unternehmer und Vorstandsvorsitzender der KAPSCH AG, ehemaliger Präsident der Industriellenvereinigung, und er verbindet vielleicht wie kein anderer Technologie, Innovation und menschenorientierte Führung. Herzlich willkommen.

Damit können wir gleich in unsere Diskussion reinstarten, und ich möchte zwei Gedanken von Nikolaus Harnoncourt mitgeben. Das eine ist: Er hat gesagt, Grenzen kann man erst dann erkennen, wenn man sie überschritten hat. Wir werden schauen, welche Grenzen es heute vor allem im Bereich der Bildung gibt und wie wir sie überschreiten können. Und das zweite, was er gesagt hat – und da ist schon die Anlehnung zum heutigen Titel der Veranstaltung – er hat gesagt, junge Menschen haben ein Recht auf Bildung und nicht nur auf Ausbildung. Was genau dahinter steckt, frage ich jetzt meine Gäste hier auf der Bühne, und ich möchte mit dieser Frage gleich hineinstarten: Ausgebildet, aber unfähig zum Ganzen – was bedeutet das für Sie, Frau Polz?

Zunächst mein herzliches Grüß Gott an Sie alle und mein aufrichtiger Dank an das Nikolaus Harnoncourt Zentrum der Anton-Bruckner-Universität. Ich freue mich sehr über die Einladung heute in dieser Denkwerkstatt und freue mich auf die Diskussion. Nun: „ausgebildet“ und „un-diszipliniert“ – das sind für mich die zwei Punkte, die aus bildungswissenschaftlicher Sicht herausstechen. Denn ausbilden, ausgebildet werden – das geschieht durch andere, an Institutionen. Bilden kann man sich nur selbst. „Un-diszipliniert“ – dazu fällt mir ein Spruch auf der Zeppelin-Universität ein, der lautet: „Die Welt ist undiszipliniert, wir auch.“ Ich denke, das passt auch wunderbar zu Nikolaus Harnoncourt, der sich nicht in Disziplinen oder Fächer kategorisieren ließ – der kein im klassischen Sinne ausgebildeter Dirigent oder Musikwissenschaftler war und Autor, aber in dieser interdisziplinären Welt gegläntzt hat. Zum Ganzen fällt mir auch noch eine kurze Geschichte ein: Ein Mann geht jeden Tag über die Grenze mit einer Schubkarre voller Sand, und die Zollbeamten durchsuchen jeden Tag diese Schubkarre und finden nichts. Sie fühlen sich im Laufe der Tage in ihrer Ehre gekränkt und wenden sich schließlich an ihn mit Straffreiheit: Er soll verraten, was er schmuggelt. Seine Antwort war: Schubkarren. Also, der Blick aufs Ganze ist nicht immer ganz leicht.

Vielen herzlichen Dank, Frau Polz. Machen wir gleich mit Ihnen weiter, Herr Smole. Kern dieser Zuspitzung – ausgebildet, aber unfähig zum Ganzen – was bedeutet das vielleicht sogar aus kulturphilosophischer Sicht?

Aus kulturphilosophischer Sicht bedeutet es, dass wir schon daran scheitern, das Ganze zu definieren. Das Ganze wird sehr unterschiedlich gesehen, und ich erinnere mich mit Schrecken an mich selber, wie lange ich gebraucht habe, ganz wichtige Dinge zu erkennen. Ich habe Musik studiert, meine Frau hat Pharmazie studiert, wir haben dann gemeinsam das Berufsleben begonnen, und bei den ersten Ferien habe ich meine Frau gefragt: Was machen wir jetzt in diesen Ferien? Dann sagt mir meine Frau: Ich habe keine Ferien, ich habe nur vier Wochen Urlaub. Ich wusste mit 23 Jahren nicht, dass nicht jeder Arbeitnehmer in Österreich drei Monate Ferien hat wie die Lehrer. Ich kam aus einer Lehrerfamilie, und deswegen haben alle meine Onkel und Tanten Ferien gehabt. Von dem Moment an werfe ich keinen Stein auf irgendjemanden, der vom Ganzen eine andere Auffassung hat als ich. Ich glaube, dass die Beschäftigung mit der Frage, was das Ganze ist, die wesentlichste Sache ist. Meine Hauptarbeit ist seit 13 Jahren ehrenamtlich die Moderation eines sogenannten Bildungsplans für Österreich, und da haben wir auf der Suche nach dem Ganzen ein Prinzip entwickelt. Das Prinzip WAWAWA Denkpause WIWI: die Frage „Was ist wann warum wie wichtig?“ Bei allen meinen Terminen liegt das auf den Tischen. Zurück geht diese Fragestellung auf einen österreichischen Autor und Journalisten, der gesagt hat, wir Österreicher versuchen die ganze Zeit, zuerst die Schuhe und dann die Socken anzuziehen. Das trifft die Verhältnisse unglaublich gut, und ich erwische mich selber immer dabei, wie ich bei Diskussionen zu meinen Steckenpferd-Themen komme und abschweife, und dann muss ich mich zur Disziplin rufen: Was ist für die heutige Zielsetzung wirklich wichtig? Und da kommt man wirklich rasch weiter. Die Frage der Bildung und Ausbildung ist differenziert zu sehen. Der Begriff Ausbildung hat in den letzten Jahren einen zu negativen Klang bekommen, finde ich. Es geht ja um Ausbildung insofern, weil Lesen, Schreiben und Rechnen nicht alles ist. Aber wenn Sie in die Bildungsgeschichte zurückschauen: Ohne Lesen, Schreiben und Rechnen ist alles andere nichts. Das muss man in aller Härte sagen.

Vielen herzlichen Dank auch für Ihr Eingangsstatement. Herr Kapsch – das mit den Schuhen hat einmal wunderbar geklappt. Schubkarren haben Sie auch keinen hereingeschmuggelt. Ausbildung und Bildung aus Sicht der Wirtschaft. Wie sehen Sie das?

Ich habe gefürchtet, dass die Frage kommt, weil ich die Dinge meistens ungern aus der Sicht der Wirtschaft beantworte, weil die Wirtschaft an sich keinem Selbstzweck dient – und das gilt für jedes einzelne Unternehmen. Das sehen manche anders, das weiß ich. Sie dient dazu, den Wohlstand der Menschen und den Wohlstand der Gesellschaft zu erhöhen. Das ist der einzige Sinn unseres

Wirtschaftstreibens – das ist zumindest meine Auffassung. In der Wirtschaft hat es sich natürlich auch über die Jahrzehnte geändert. Ich laufe seit 40 Jahren Sturm gegen das Thema: Wir brauchen Spezialisten, wir brauchen gut ausgebildete Leute. Jetzt spreche ich nicht vom Lesen, Schreiben, Rechnen – das ist für mich eher in der Bildung zu sehen, aber es ist okay, wir reden vom Selben. Das ist einmal eine Basis. Für mich ist wichtig, dass die Menschen eine Bildung haben. Die Menschen sind selbstverantwortlich für ihre Bildung. Ich glaube aber, man muss sie dazu motivieren. Es gibt nur ganz wenige, die von sich aus selbstmotiviert sind – ich habe zwei Söhne, der eine ist selbstmotiviert, den anderen musste ich motivieren. Also da gibt es schon ein Element. Und jetzt ist aus der Sicht der Wirtschaft die Bildung immer wichtiger. Warum? Weil wir genügend Tools haben, die Spezialistenfunktionen eigentlich ersetzen können, aber noch nicht – und ich betone: noch nicht – soweit sind, dass sie Generalistenfunktionen und ganzheitliches Denken ersetzen können. Was aber besonders wichtig ist in einer Zeit, wo wir immer mehr Tools verwenden, ohne Dinge selbst zu machen, ist die Fähigkeit zu reflektieren, die Fähigkeit zu erkennen: Was tut dieses Tool? Werde ich gerade von einem Algorithmus manipuliert oder nicht? Und diese Fähigkeit habe ich nur, wenn ich eine ganzheitliche Bildung habe.

Vielen herzlichen Dank. Reflexion beziehungsweise Urteilskraft waren ja auch Attribute, die Nikolaus Harnoncourt total wichtig waren. Ich möchte noch ein bisschen dabei bleiben: bei Bildung. Für Bildung ist man selbstverantwortlich – wie kann man Kinder und Jugendliche in die Selbstverantwortung bringen heute?

Ich denke, wir müssen als Pädagoginnen und Pädagogen Möglichkeitsräume schaffen. Kinder müssen die Möglichkeit haben, sich ausprobieren zu können – und zwar in einem geschützten Raum, innerhalb von Grenzen, mit Grenzen, die schützen. Aber nur wer Grenzen überschreitet, kann sich letztlich wirklich weiterentwickeln. Wir sehen es als unsere Aufgabe als Pädagoginnen und Pädagogen, Kindern Möglichkeiten aufzuzeigen. In einer Welt, wo wir per Knopfdruck das gesamte Weltwissen abrufen können, ist es notwendig, dass wir wenigstens wissen, was wir wissen könnten, wenn wir uns dafür interessieren. Wir können uns nur für Dinge interessieren, die wir kennenlernen dürfen. Sie haben von Generalisten gesprochen – ja, die Volksschullehrperson ist eine Generalistin oder ein Generalist, also zuständig für alle Fächer. Darin sehe ich eine Chance, aber auch eine Herausforderung, denn Generalisten sind ausgebildet in allen Fächern, aber nicht spezialisiert. Darum würde ich persönlich auch für ein beschränktes Fachlehrertum additiv plädieren – zusätzlich zu den Generalisten – damit beispielsweise Fächer wie Musik, von denen wir wissen, dass sie in der Volksschule am meisten ausfallen, trotzdem wirklich stattfinden. Denn sonst haben die Kinder niemals die Chance, mit Musik wirklich in Berührung zu kommen und eventuell ihr Interesse dafür zu entdecken und ihre musikalischen Fähigkeiten dahingehend zu bilden.

Eines möchte ich noch aufgreifen, Frau Polz. Wir haben hier sicherlich Eltern und Großeltern sitzen, die jetzt sagen: Wir müssen Möglichkeitsräume schaffen. Das klingt total super. Wie schafft man denn solche Möglichkeitsräume – vielleicht auch zu Hause, aber natürlich zunächst im Bildungssystem?

In der Schule brauchen wir Lehrpersonen, die mutig sind, die auch den Mut haben, sich ihres eigenen Verstandes zu bedienen, die auch Grenzen überschreiten. Wir haben den fächerverbindenden oder fächerübergreifenden Unterricht: Im fächerübergreifenden Unterricht werden die Fächer sozusagen aufgelöst. Im fächerverbindenden Unterricht hingegen werden die Disziplinen einander gegenübergestellt und auch die jeweiligen Terminologien betont – also die Unterschiede und auch die Grenzen wahrgenommen, aber eben auch das Verbindende. Und dadurch entstehen Möglichkeitsräume, indem Lehrpersonen Kindern eröffnen, was die Welt alles zu bieten hätte.

Herr Kapsch, Disziplin ist ein Teilwort von Interdisziplinarität, die ja auch hier in den Vorgesprächen immer schon gefallen ist. Wie fördert man denn in einem Unternehmen Interdisziplinarität, beziehungsweise wie weit ist das schon angekommen? Denkt man hier noch in Abteilungen oder schon interdisziplinär?

Wir müssen in Wertschöpfungsketten denken, und die Teile von Wertschöpfungsketten gehen ineinander über. Diejenigen, die am Beginn der Wertschöpfungskette stehen, müssen eigentlich wissen, was am Ende herauskommt, und die am Ende müssen eigentlich wissen, was die am Anfang tun. Ansonsten haben Sie nie einen reibungslosen Prozessfluss, Sie haben eine Silobildung, und Silos sind nie gut – weder in der Politik noch in der Wirtschaft. Das versuchen wir natürlich zu fördern – über das Thema Leadership, und zwar nennen wir das Servant Leadership. Das heißt, eigentlich sind die Führungskräfte dazu da zu dienen, und ich muss eigentlich der oberste Diener sein. Ich weiß nicht, ob es Raimund oder Nestroy war – das weiß ich jetzt nicht – der sagt: „Sei ein guter Herr erst deinen Dienern, dann erst sind sie gute Diener ihres Herrn.“ Das heißt, es hat eine Wechselwirkung. Wir müssen alle von allem etwas verstehen, und das ist viel wichtiger als früher, weil die Welt viel komplexer geworden ist. Wenn Sie nicht einen gewissen Überblick haben, dann können Sie Ihre spezifische Aufgabe auch nicht in dem Ausmaß erfüllen, wie Sie sie erfüllen sollten. Ich gehe relativ oft mit meinem Vertrieb zu Kunden, und manchmal denke ich mir: Was erzählt der jetzt dem Kunden da? Der hat ja keine Ahnung, wie die Dinge zusammenhängen. Das muss man einfach fördern. Und das fördert man nur durch Kollaboration, durch gegenseitiges Verständnis. Es geht weit über die fachliche Bildung hinaus. Das ist eine Persönlichkeitsfrage, das ist eine Frage von sozialer Kompetenz.

Vielen herzlichen Dank. Wir haben jetzt drei schon sehr spannende Perspektiven hereingeholt, und ich möchte jetzt schon einmal zusammenfassen: Wir sind schon tief im Gedankengut von Nikolaus Harnoncourt drinnen, nämlich das vernetzte Denken, Denken in Zusammenhängen. In einer Welt, wo es stark um Wissensvermittlung geht, geht eben dieses Denken in Zusammenhängen und vernetztes Denken mehr und mehr verloren. Das Trennen von Disziplinen, wie wir es heutzutage oftmals erleben im Bildungssystem, sollte eigentlich immer mehr an den Rand gestellt werden – oder, Herr Smole?

Es muss genau das geschehen, was Herr Präsident Kapsch gerade gesagt hat – danke, dass Sie den Bildungsplan zitiert haben. Dort steht drinnen: Jeder Spezialist muss wissen, worum es in jenen Bereichen geht, mit denen er kooperiert oder von denen er abhängig ist. Genau daran mangelt es. Ich arbeite seit einem halben Jahrhundert sehr intensiv auch mit Bildungseinrichtungen zusammen. Da ist ein schwieriger Paradigmenwechsel zu bemerken: Universität und Wissenschaft war irgendwann noch ein Bereich, wo man gesagt hat: Die wissen alles. Leute aus diesem Bereich haben sich auch zu vielen verschiedenen Themen geäußert, und das hat sich völlig geändert. In den letzten 15 Jahren hört man von Universitätsangehörigen in erster Linie: Das ist außerhalb meiner Expertise, dazu kann ich mich nicht äußern. Und diese Bereiche werden immer schmaler, sodass also die Expertisen immer enger werden. Das äußert sich so: Für den Bildungsplan werden Konzepte entworfen, die an Wissenschaftler gehen, die uns helfen, und die kommentieren dann verschiedene Abschnitte. Und da ist es dann so, dass wir fragen: Wie sehen Sie die anderen Abschnitte? Die Antwort lautet dann: Das ist außerhalb meiner Kompetenz. Dazu kann ich nichts sagen. Wenn eine Sache in ein und demselben Dokument vorkommt, existiert da nichts allein. Vor 30, 40 Jahren war es kein Problem, ein Generalgutachten darüber zu bekommen. Das ist jetzt nicht mehr möglich. Aber vielleicht noch eine Sache, weil sie so brennend ist: Sie haben Selbstverantwortung in der Bildung genannt. Unsere Arbeit am Bildungsplan zeichnet sich dadurch aus, dass wir über nichts jammern, weil es genug Leute gibt, die jammern. Wir versuchen mit Hilfe von Wissenschaftlern herauszukriegen, warum Zustände, die wir bejammern, so geworden sind. Und bezüglich der Selbstverantwortung gibt es ein ganz klares Bild: Zu Beginn der 70er Jahre hat eine kulturpolitische Richtung begonnen, die geheißen hat: Elternwünsche haben in der Schule und in der Bildung absoluten Vorrang. Die Regierungserklärung

damals von 1972 hat das auch drinnen gehabt. Diese Äußerung hat Panik hervorgerufen. Die Wünsche der Eltern wurden erhoben, quer durch die Schichten: möglichst gute Noten für die Kinder – damals noch ein Synonym für gute Leistungen – und möglichst keine Befassung des Familienlebens mit Schuldingen. Die Folge waren Dinge, die Sie alle kennen. „Schule ohne Schultasche“ ist das Stichwort für: Wir brauchen daheim nichts mehr von der Schule. Und bis heute verspricht die Wahlwerbung über Bildung – wie unsere Analysen der Wahlreklame der letzten Jahrzehnte gezeigt haben – ausschließlich die Botschaft: Liebe Eltern, ihr braucht euch um nichts zu kümmern, der Staat macht alles für eure Kinder. Und erst jetzt, in der Panik der letzten zwei, drei Jahre um die verschiedenen schlechten Testergebnisse, entdeckt man auf einmal wieder die Verantwortung der Eltern. Und da waren die Eltern leider in dieser langen Frist sehr lernfähig, diese Verantwortung auf Drängen der Politik wirklich zurückzulegen. Jetzt müssen wir – und wenn Sie das als Retro bezeichnen, dann tun wir das – einen Weg zurückgehen, und wir müssen bitte von der Bildungspolitik her eingestehen, dass wir in eine falsche Richtung gegangen sind. Das gehört einfach dazu.

Frau Polz – Selbstverantwortung: Wir haben gehört, leider die Noten. Kann ich Selbstverantwortung abschaffen, indem ich keine Noten mehr gebe?

Die Noten sind natürlich ein schwieriger Punkt, und dazu fällt mir wieder eine Geschichte ein. Lisa kommt nach Hause und sagt: „Mama, Mama, ich habe einen Einser bekommen.“ Während Leon nach Hause kommt und sagt: „Mama, er hat mir einen Fünfer gegeben.“ Ich glaube, Kinder brauchen einen Raum, wo sie Fehler machen dürfen. Und ich glaube, wir brauchen eine neue Fehlerkultur. Es muss möglich sein, aus Fehlern zu lernen. Wir gehen ja an der Pädagogischen Hochschule Niederösterreich auch einen neuen Weg, auch durch die KI sozusagen initiiert. Es ist ja längst nicht mehr die Frage, ob wir mit KI oder durch KI oder ohne KI lernen, sondern die Frage ist: Wie integrieren wir KI ins hochschulische System? Und auch hier stellt sich natürlich die Frage der Notengebung, denn es ist völlig sinnlos, Studierenden einen schriftlichen Arbeitsauftrag zu geben, den die KI in wenigen Augenblicken erledigen kann. Und daher sind wir dazu übergegangen, weg von der reinen Produktbeurteilung und hin zur Prozessbegleitung. Das bedeutet, dass wir unsere Studierenden im Arbeitsprozess, im Erstellungsprozess einer Bachelor- oder Masterarbeit begleiten. Dazu gibt es auch unterschiedlichste beurteilungsrelevante Gespräche, und das bedeutet auch, dass dieser Begleitungsprozess mit in die Beurteilung einfließt. Es wird also nicht nur das Endergebnis beurteilt, sondern der ganze Weg – es ist eigentlich dann der Weg das Ziel und nicht nur das reine Produkt.

Eine Aussage möchte ich aufgreifen: Fehlerkultur im Unternehmenskontext, Herr Kapsch – wie geht man in Ihrem Unternehmen oder auch historisch gesehen in Unternehmen mit einer aktiven Fehlerkultur um? Darf man Fehler machen in einem Unternehmen? Und die zweite Frage, die ich gleich dransetzen möchte: Einige Unternehmen gehen weg von einer bonusabhängigen Zielsetzung, also dass man sagt, man bekommt am Anfang des Jahres Ziele und wenn man die alle erreicht hat, kriegt man am Ende des Jahres einen Bonus von 10 000 Euro oder mehr. Das ist quasi: Ich vertraue dir nicht so ganz, ich vertraue dir nur, wenn ich dir einen Bonus gebe. Diese Karotte vor der Nase bringt für die Selbstverantwortung vielleicht relativ wenig. Also: Braucht Selbstverantwortung eine Fehlerkultur, und wie wird die im Unternehmen gelebt? Und wie schaffen Sie es, die Leute zur Selbstverantwortung zu motivieren, wenn es vielleicht gar keinen Bonus mehr gibt?

Zum Ersten – Fehlerkultur – das ist von Unternehmen zu Unternehmen völlig unterschiedlich. Wir haben eine Fehlerkultur. Bei uns kann jeder Fehler machen, und ich glaube, ich habe in meinen 40 Jahren noch niemals jemanden – auch meine Führungskräfte – aufgrund eines Fehlers gekündigt. Wenn der Fehler Betrug heißt, ist das was anderes, aber ein fachlicher Fehler – deswegen ist bei uns noch nie jemand gekündigt worden. Das Eigenartige an der Sache ist allerdings, dass trotzdem viele nicht mutig genug sind, ihre Fehler auch zuzugeben. Und ich verstehe es nicht, weil ich es vorlebe. Ich sage allen: Okay, hier habe ich einen Fehler gemacht. Tut mir leid, Kommando retour, ihr hattet recht.

Wir machen es doch anders. Und nicht einmal dieses Vorleben führt dazu, dass die Menschen den Mut aufbringen zu sagen: Pech gehabt, ich hab einen Fehler gemacht, so passiert es jedem. Zur zweiten Frage nach dem Bonus: Ich war immer ein Gegner von Bonifikationen und habe gesagt, was man machen kann, ist ein Spotbonus – also wenn jemand eine grandiose Leistung erbringt, kriegt er einen Bonus. Wogegen ich bin: Dass ich mir am Anfang des Jahres ausrechnen kann, was am Ende des Jahres herauskommt, wenn ich was erfülle. Ich habe einmal alle Boni abgeschafft gehabt und habe gesagt: Ich erhöhe die Lohn- und Gehaltssumme auf das Niveau, das ihr bei 100-prozentiger Erreichung des Bonus gehabt hättet, aber es gibt ab sofort keinen Bonus mehr, weil ihr euch immer beschwert, dass unser Geschäft so volatil ist. Dann gibt es keinen Bonus. Es gibt nur mehr für ganz besondere Leistungen einen Spotbonus. Dieselben Leute kamen zwei Jahre später und haben sich beschwert, dass sie keine variablen Gehälter mehr haben – dieselben Leute. Und das ist auch kulturabhängig. In Schweden können Sie so etwas machen, das ist eine egalitäre Gesellschaft. In Amerika können Sie das überhaupt nicht machen. Ich habe einmal dem Topmanagement ein Drittel des Bonus weggenommen und das auf die sogenannten Blue-Color-Worker verteilt – mehr habe ich nicht gebraucht. Mir hat fast die halbe Führungsmannschaft aufgrund dessen gekündigt. Also das ist sehr kulturspezifisch. Ich bin ein Gegner, aber ich gebe zu, ich habe mich nicht durchgesetzt – im eigenen Unternehmen nicht. Ich musste nachgeben.

Karotte vor der Nase, Herr Smole – wie kriege ich Kinder und Jugendliche in die Selbstverantwortung?

Indem wir den künftigen Generationen sehr gute Ratschläge geben, wie das gehen könnte – wenn Sie vielleicht noch erlauben zur Notensache, weil das eine ganz brennende Frage ist: Noten – ja oder nein? Man soll das nicht generalisieren. Ich denke da zum Beispiel an Ludwig van Beethoven. Ein nicht ganz unbekanntes Stück von ihm – Papapabam? – wäre bei einer Aufnahmeprüfung für Komposition in der damaligen Zeit ein glattes Nicht genügend gewesen. Warum? Die Aufgabe an einem Sonatensatz ist, das Hauptthema klar erkennbar in Dur oder Moll zu halten und klarzustellen, ob es ein gerader oder ungerader Takt ist. Und genau das macht der Anfang der Fünften Beethoven-Sinfonie nicht. Setzen Sie sich ans Klavier und probieren Sie die beiden Varianten aus – das wäre ein glattes Nicht genügend. Schauen Sie in die Welt: So viele Kunstwerke verletzen so viele Regeln. Ein Lied, das auch nicht ganz unbekannt ist, weist gleich vier schwere Kompositions- und Stimmführungsregeln auf und gilt nach den Kriterien der damaligen Zeit als nicht singbar. Sie werden es nicht glauben: „Stille Nacht, heilige Nacht“ ist das. Das sagt uns zumindest in den künstlerischen Fächern: Bitte schenken wir uns die Noten anders. Und wenn ich als Fundamentalist für das Lesen, Schreiben und Rechnen da bin – und darauf bin ich stolz –, dann gilt: Wir müssen bei diesen Grundkompetenzen ganz große Klarheit für die Eltern schaffen. Was können die Kinder in diesen Bereichen? Und da ist mir jeder standardisierte Test recht, wenn er nur wasserdicht ist. Wir belügen die Eltern in diesem Bereich, und das ist ein wirkliches Versäumnis. Es wird Ihnen jeder Historiker, jeder Zukunftsforscher sagen: Am Beginn des Zusammenbruchs von Hochkulturen stand immer der Verlust der Schriftlichkeit. Wenn wir uns die Ergebnisse der Universität Wien anschauen, die die Entwicklung der durchschnittlichen Intelligenz messen – seit genau 25 Jahren geht die durchschnittliche Intelligenz zurück, nicht nur in Österreich, sondern in den Industriestaaten überhaupt. Wir sind bereits am Bröckeln. Wir können das nur aufhalten, indem wir wirklich ehrlich sind und den Kindern sagen: Du kannst das nicht, und du hast keine selbstbestimmte Zukunft, wenn du das nicht kannst. Das brauchen wir – und völlige Liberalität und meinerwegen ein sehr gut für alle Regelverletzer im Kunst- und Musikbereich.

Diese Aussage möchte ich aufnehmen. Frau Polz, was müssen Kinder heute können Ihrer Meinung nach? Wovon brauchen wir mehr und wovon vielleicht ein bisschen weniger?

Das ist die Frage, was wir brauchen, um auf eine ungewisse Zukunft vorbereitet zu sein. Es gibt ja das Wort, dass in der Schule die Kinder von heute durch Lehrer von gestern für die Herausforderungen von morgen vorbereitet werden sollen – und das ist natürlich eine schwierige Geschichte. Also die Frage ist: Was sind diese Futures Literacy? Was sind die Zukunftskompetenzen? Wenn man sich überlegt, was Kompetenzen sind – im Sinne von „competere“, also zusammenkommen und etwas anstreben –, nun: Was gilt es anzustreben? Das können wir so nicht eindeutig beantworten, denn sonst wüssten wir, wie die Zukunft funktioniert. Einerseits müssen wir aus der Vergangenheit lernen – die Vergangenheit zeigt uns, dass sich Dinge wiederholen. Dadurch können wir zwar nicht die Zukunft voraussagen, aber wir können sie besser einschätzen. Das andere ist, sich Zukünfte vorzustellen – also die Fähigkeit, auch gute, positive und unterschiedliche Zukünfte vorzustellen. Das ist bei uns auch ein Thema der Pädagogischen Hochschule: Futures Literacy. Wir haben auch den UNESCO-Lehrstuhl für Teaching and Learning in der Anthropozän, also im Menschenzeitalter. Das heißt, wir beschäftigen uns genau damit. Wenn wir uns überlegen: Kompetenzen kann man nicht lehren – Kompetenzen kann man nur erwerben. Und Menschen kann man auch nicht wirklich ausbilden. Ein Mensch kann sich nur selbst bilden und weiterentwickeln. Natürlich sind die Grundkompetenzen Lesen, Schreiben, Rechnen unabdingbar – das ist, glaube ich, unstrittig. Aber wir müssen aufpassen, dass wir nicht in eine utilitaristische Verteidigungssituation kommen, wo wir uns überlegen müssen, ob wir uns noch Lateinstunden oder Musikstunden leisten dürfen. Ich glaube, wir müssen uns diese leisten. Und nicht alles muss immer nützlich und unmittelbar umsetzbar sein, eins zu eins.

Vielen Dank. Wir sprechen von Zukunftskompetenzen. Herr Kapsch – sind das wirklich Zukunftskompetenzen, oder sind das Kompetenzen, die ich heute schon brauche? Und was ist aus Ihrer Sicht wichtig an Kompetenzen, wenn man heute in ein Unternehmen wie Ihres einsteigt?

Wir brauchen heute schon Kompetenzen, die wir nicht haben – und ich behaupte, wir brauchen Kompetenzen, die eine Generation davor hatte. Wir haben eine verlorene oder sogar zwei verlorene Generationen. Ich tue mir natürlich ein bisschen schwer jetzt, weil Sie aus dem Bildungssektor kommen. Ich glaube aber, es sind so viele Fehler passiert in der Bildungspolitik. Wir haben tausende Schulversuche gehabt, die alle wieder abgedreht wurden. Jetzt frage ich mich, wozu hatten wir das? Das Wesentliche haben wir aus den menschlichen Köpfen nicht rausgebracht, nämlich diese Grundfrage: Wozu brauche ich das? Und diese Grundfrage ist eigentlich furchtbar, weil sie am Ende reduziert wird auf das Materielle und nicht auf das Geistige. Und wir können die Menschen nicht für die Zukunft ausbilden, weil wir nicht wissen, wie die Zukunft aussieht. Vor 100 Jahren hat man noch ungefähr sagen können, wie die Zukunft in 30 Jahren aussehen möge – abgesehen von Kriegen und Konflikten – technisch, gesellschaftlich. Heute mit der Dynamik können wir das nicht. Das heißt, die Anforderung ist eigentlich, Menschen so aufzustellen, dass sie extrem agil und flexibel auf Veränderungen reagieren können.

Es bedarf aber einer wirklich guten Basis. Und Noten hin oder Noten her – ich bin schon einer der Meinung, es braucht Noten. In der Musik braucht man nicht unbedingt Noten, aber man muss die Menschen zur Musik motivieren, weil gerade die Musik dazu führt, dass sich das Gehirn in einer bestimmten Art und Weise bildet. Und das Thema Frontalunterricht: Ich behaupte jetzt – aber das wird mich interessieren, wie Sie das sehen –, dass wir, obwohl wir 36 Schüler in einer Klasse waren, auch in der Volksschule und Frontalunterricht hatten, am Ende mehr interdisziplinär gedacht und mehr gewusst haben als die heutigen Absolventinnen und Absolventen auch an den Hochschulen, die obendrein noch einen viel höheren Stress haben als wir, was ich noch weniger verstehe, und darunter noch mehr leiden als wir vielleicht gelitten haben. Also da muss irgendwas passiert sein. Ich weiß nicht was, aber Sie werden das besser wissen.

Ich habe hier schon im Publikum einiges an Gemurmel gehört – deswegen möchte ich da jetzt vielleicht noch ein bisschen tiefer einsteigen. Wir haben auch im Publikum die von Ihnen benannte verlorene Generation sitzen. Was meinen Sie, dass wir zwei Generationen verloren haben?

Ich meine, dass wir in der Bildung schlicht und ergreifend einen falschen Weg gegangen sind. Wir haben ein durchaus antiquiertes, auf Maria Theresia beruhendes, also 250 Jahre altes Bildungssystem einfach ersetzt durch etwas, das nicht komplett durchdacht war und am Ende nichts Besseres gebracht hat. Wir haben keine besser gebildeten und ausgebildeten Menschen, wir haben keine zufriedeneren Menschen, wir haben keine glücklicheren Menschen. Wenn wir das alles hätten, würde ich sagen: wunderbar.

Vielen Dank für dieses Tiefer-Eintauchen. Herr Smole – die junge Generation ist nicht mehr glücklich, wir haben zwei Generationen verloren, das Bildungssystem... Früher war alles besser. Wie stehen Sie dazu?

Entschuldigung, ich hab nicht gesagt, früher war alles besser im Bildungssystem. Ich sage nur: Wir haben etwas weggeworfen, das nicht optimal war, aber nicht durch etwas ersetzt, das wirklich gut war. Bitte darauf lege ich Wert, sonst heißt es ich bin ewig gestriger.

Ja, vielen Dank für dieses Feintunen. Aber wo haben wir denn etwas verloren entlang des Weges, Herr Smole? Sie setzen sich ja schon sehr lange damit auseinander, auch quasi eine Bildungsstrategie für Österreich zu definieren und umzusetzen. Wo verlieren wir, wo gewinnen wir?

Es fängt kurz sehr trocken an jetzt und dann gibt es eine Pointe. Danke für die Vorwarnung. Unsere Arbeit beim Bildungsplan ist ausschließlich eine Suche nach Best Practice. Wir suchen beste Schulen, beste Firmen, beste Berufsschulen, beste Schulleitungen. Wir sind keine Journalisten von Falter und Profil, die herumstöbern und schauen, wo sie etwas besonders Schlechtes finden. Das tun wir nicht. Aber dennoch – allein auf der Suche nach Best Practice – strömen auf uns Dinge ein, die unglaublich sind, leider im Negativen. Da geht es um massive Dienstpflichtverletzungen, wenn Lehrer nicht da sind, die da sein sollten. Wenn man dann mit dem für Schulkontrolle verantwortlichen Sektionschef im Ministerium spricht, schaut einen dieser kerzengerade an und sagt: Diese Zustände sind uns alle bewusst. Wenn ich dann frage: Was tun Sie dagegen?, ist die Antwort: In unserem System kann man dagegen nichts tun. Und jetzt kommt die Pointe: Es gibt eine Untersuchung der Universität Toulouse vor ungefähr 10 Jahren. Diese Studie hat in rund 50 Ländern das Verhältnis zwischen der Größe und den Kosten von Schulverwaltungen und der Einwohnerzahl untersucht und daraus einen Mittelwert errechnet. Diese Rechnung hat für Österreich ergeben, dass die österreichische Schulverwaltung – in der man nicht einmal schulschwänzende Lehrer disziplinieren kann – in ihrem Ausmaß und von den Kosten her angemessen wäre für einen Staat mit 65 Millionen Einwohnern. Historiker schauen uns ganz kühl an und sagen: Na klar, das war die Einwohnerzahl der Monarchie – das ist genau dasselbe. Aber jetzt kommt leider noch eine Pointe, die ziemlich jung ist: Dann wurde weiter gerechnet, wie das Verhältnis seit der Bildungsreform 2017 ist, wo zusätzlich Bildungsdirektionen und ähnliche Strukturen eingeführt wurden – und da war die Hochrechnung: Wir sind bei 85 Millionen Einwohnern angekommen. Das ist zuerst nur vorläufig lustig, und es ist genau das die Aufgabe der jetzigen Föderalismusreformgruppe, in der wir direkt und indirekt beteiligt sind. Die arbeitet auch an dieser Disziplinenfrage, die man an einem Beispiel ganz signifikant festmachen kann. Es gibt berühmte Staatsrechtler in Österreich mit internationalem Rang. Einer davon war Herr Professor Welan, der leider schon verstorben ist und uns beim Bildungsplan sehr geholfen hat. Der hat die Meinung vertreten: Macht im Föderalismus alles so wie in der Schweiz, es gibt nichts Besseres. Und dann sind schüchtern die Historiker aufgestanden und haben gesagt: Na ja, die Schweiz hat andere historische Voraussetzungen. Soziologen und Ethnologen sind gekommen: Die Schweiz hat andere ethnologische Voraussetzungen, da ist alles irgendwie anders. Und die Antwort der Staatsrechtler war: Wir sind

keine Historiker, keine Ethnologen, keine Soziologen. Wir sind Staatsrechtler. Punkt. Dabei bleiben wir. Diese Disziplin ist nicht dazu bereit, sich zu öffnen gegenüber den Disziplinen, die mit den Problemen verbunden sind, die gelöst werden müssen. Und da ist diese Reformarbeitsgruppe jetzt zumindest auf einem so guten Weg wie nie zuvor. Ob der Weg gut genug sein wird – das werden wir irgendwann erfahren, hoffen wir es.

Wo gibt es denn schon konkrete Maßnahmen? Wo könnte ich den Bildungsplan schon spüren?

Der Bildungsplan ist mit einigen wesentlichen Dingen schon in bestehenden Gesetzen drinnen – im Pädagoginnenbildungs-Reformgesetz vom Jahr 2024 und auch in vielen sehr guten Dingen die von Wiederkehr jetzt geplanten Reform. Nicht alle Dinge sind dort, aber diese Spuren sind schon ganz deutlich. Wir machen nur eines: Wir reden nicht viel darüber, und wir erheben auch kein Urheberrecht auf diesen Bildungsplan. Von der letzten Regierung hat sowohl der Bundeskanzler gefragt, ob er abschreiben darf vom Bildungsplan, als auch das Bildungsministerium. Dürfen wir abschreiben? Ja, gerne. Es wurde ganz offiziell abgeschrieben, und wir verzichten völlig auf jegliche Nennung der Inhalte nach Personen. Das ist der schönste Weg – weil eine Sache eint alle mit denen wir reden: Wir wollen das Beste für die Kinder. Darum geht es. Und die Wissenschaft ist heute soweit, dass sie uns sehr genau sagen kann, was das Beste für die Kinder tatsächlich ist, wobei es verschiedene Wege gibt. Also es schaut gut aus für die Zukunft, wenn wir all das nutzen, was wir mittlerweile wissen.

Ich bin ja nur froh, dass etwas geblieben ist, nämlich das Abschreiben – das gab es auch schon zu meiner Zeit. Ich weiß nicht, ob Sie das Kabarett von Klaus Eckel kennen, der genau dieses Problem beschreibt, das auch Herr Kapsch angesprochen hat: Wenn jemand zur Zeit Maria Theresias auf die Welt gekommen ist und dann durch eine Zeitkapsel fliegt und heute wieder rauskommt, dann sieht er Menschen und eine Welt, die er überhaupt nicht versteht – mit Internet, mit komischen Devices, auf die die Leute schauen, mit Wissen, das überall abrufbar ist, mit Autobahnen, mit schnellen Autos. Und dann kommt er in eine Schule und denkt sich: Ah, da kenne ich mich aus. Da fühle ich mich wohl. Jetzt habe ich aber gemerkt, Frau Polz – Sie wurden schon langsam unruhiger auf dem Sessel, wie Herr Kapsch zu sprechen begonnen hat, und haben sich viele Notizen gemacht. Hat sich das Bildungssystem verschlechtert, nicht verändert? Und wo hat es sich verändert, dass wir sagen, die Jugendlichen haben doch andere Kompetenzen, die sie für heute brauchen?

Zunächst einmal sind wir in der Schule nicht mehr die einzigen Wissensvermittler. Das waren wir noch zu der Zeit, als wir in die Schule gegangen sind. Da waren die Lehrpersonen die Quelle des Wissens, oder man hatte ein Lexikon zu Hause. Insofern war der Frontalunterricht sehr berechtigt, und ich habe auch heutzutage nichts gegen den Frontalunterricht. Die Lehrperson als Wissensvermittlerin für gewisse Phasen des Unterrichts – dagegen ist nichts einzuwenden. Allerdings haben wir in unserer heutigen Zeit – und in Zeiten von KI – die Lehrperson längst nicht mehr als einzige Wissensvermittlerin, sondern sie wird eher zur Lernbegleiterin, zur Lernermöglicherin, zur Unterstützerin, zur Helferin. Insofern verstehe ich Ihre Kritik, aber ich glaube schon: Schon in Goethes Wahlverwandtschaften kann man lesen, dass man nichts mehr für die Zukunft lernen kann – man muss jetzt schon alle fünf Jahre neu lernen. Das bringt mich auch zum lebenslangen Lernen – oder zum lebensbegleitenden Lernen, was ich eigentlich einen feineren Begriff finde. Wir sind nicht mit unserer Ausbildung ausgebildet, nicht fertig gebildet. Wir müssen uns davon verabschieden, dass es so etwas wie eine Ausbildung im Sinne von Fertigbildung gibt. Es muss eine kontinuierliche Fort- und Weiterbildung geben – und da sind wir wieder bei der Selbstverantwortung. Das liegt in der Verantwortung jeder einzelnen Person. Sie haben die Gesetzeslage angesprochen: Artikel 14-5a BVG – die meisten kennen den Paragraph 2 des Schulunterrichtsgesetzes, das ist sozusagen der Zielparagraph: Was ist das Ziel der Schule? Im Artikel 14-5a BVG steht, dass Demokratie, Toleranz und Solidarität die Grundpfeiler unserer Schule sind – wobei auch dort drinnen steht, dass die Schule im

Zusammenspiel mit den Eltern und Erziehungsberechtigten die Verpflichtung hat, jedem Kind, jedem Jugendlichen seine bestmögliche Bildung zukommen zu lassen. Und das Spannende daran ist, dass dort drinnen steht, was die Kinder alles können sollen. Sie sollen leistungsorientiert sein, aber sie sollen auch zu musischen und zu glücklichen Personen werden. Ich finde das ganz spannend, dass ein Verfassungsgesetz davon spricht, dass Menschen zu glücklichen Menschen werden sollen – das ist die Aufgabe der Schule, natürlich im Zusammenspiel mit den Eltern und Erziehungsberechtigten. Ich glaube, die Leibesübungen sind da auch verankert – ja, natürlich: gesund und gesundheitsbewusst.

Ich bin ausgebildet, aber nicht fertig gebildet, Herr Smole. Darf ich mich ans Glück festkrallen?

Ganz kurz – natürlich, das hat jetzt schon gewisse Kontinuität. Bei diesen vielen Schulhospitationen, die ich machen darf, treffe ich auf Lehrerinnen und Lehrer, die ganz offensichtlich ihren Traumberuf ausüben – und der Unterricht geht dann. Eine Klasse von 13-Jährigen, die in der Englischstunde getobt hat, aus Gründen, die ich nicht habe erkennen können. Diese Klasse verwandelt sich in der Mathematikstunde in eine völlig andere Klasse, obwohl die gleichen Kinder da sitzen. Da wird ruhig gearbeitet, da geht es kontinuierlich durch, da hat man das Gefühl, die Stunde dauert nur eine Viertelstunde. Bei der anderen Stunde hat man das Gefühl gehabt, sie dauert zweieinhalb Stunden. Und ich bohre nicht in offenen Wunden, also mit Lehrern, die mit misslingendem Unterricht zu kämpfen haben, spreche ich das nicht an. Aber bei den Lehrern, die durchwegs gelingenden Unterricht machen, sagen die in der Regel fast ausschließlich, dass sie außer der offiziellen Ausbildung in Österreich viele andere Ausbildungen im Laufe des Lebens gemacht haben – teilweise bei privaten Anbietern, teilweise im Ausland. Und ich frage dann immer offen: Ist das Ihr Traumberuf? Würden Sie ein zweites Mal diesen Beruf machen? Und die bejahen das in der Regel. Beim weiteren Nachfragen stellt sich dann heraus, dass auch lückenlos alle irgendwann einmal begonnen haben, systematisch um Feedback zu bitten. Das tue ich übrigens auch: Wenn ich das erste Mal vor einem Orchester stehe, bitte ich das Orchester gleich – in welcher Sprache auch immer –, mich zu kritisieren, mir meine Fehler zu sagen, mir Feedback zu geben, ob meine Auftakte passen, ob ich immer blöd in eine Richtung schaue oder sonst irgendwas. Die Orchestermitglieder sind das nicht gewohnt, sie hören das meistens zum ersten Mal, machen es dann aber nach einer Anlaufphase sehr gerne. Also Feedback bringt unheimlich viel. Und furchtbar traurig ist zu wissen, dass in Wien 70 % der Lehrer Feedback ablehnen. Und der große Fehler beim Thema Feedback ist der: Man redet immer davon, man muss Feedback geben. Nein. Man muss das Feedback zuerst annehmen lernen. Das ist viel schwieriger als Feedback zu geben. Ich denke mir immer: Was macht glückliche Menschen? Und komischerweise – wo immer ich auf glückliche Menschen stoße – sind die irgendwie feedback-begeistert. Das ist eine unglaublich wichtige Sache. Was macht Feedback? Feedback zeigt mich von einer anderen Seite. Wenn ich dirigiere und mein Dirigieren von hier beobachte, ist das eine ganz andere Perspektive als das, was das Orchester sieht. Deswegen ist es ganz einfach wichtig zu wissen, wie ich von den Menschen empfunden werde, denen ich gegenüberstehe. Ich glaube, ein durchgehendes Studienfach in den Pädagogischen Hochschulen – vier Semester „Feedback annehmen“ und dann vier Semester „Feedback geben“ und dann ein Schlussemester mit einer Masterarbeit über das Ganze – das wäre es wahrscheinlich. Feedback schafft glückliche und erfolgreiche Menschen – oder ist zumindest ein Faktor dafür.

Vielen herzlichen Dank. Sie bleiben bitte alle nachher noch da und geben Herrn Professor Smole nachher noch Feedback nach unserer Podiumsdiskussion. Herr Kapsch – wir sind immer noch beim Thema Denken in Zusammenhängen, vernetztes Denken. Wo braucht es hochspezialisierte Fachleute, und wo sagen Sie, brauchen Sie heute schon Menschen, die vernetzen können, vernetzt denken können, quer denken können, übersetzen können?

Die wirklich erfolgreichen waren immer diejenigen, die vernetzt denken konnten – in der ganzen Menschheitsgeschichte. Wo es besonders notwendig ist, ist natürlich in Führungsfunktionen. Und wenn jemand nicht vernetzt denken kann, wenn jemand nicht übergreifend denken kann, dann macht er es seinen Kolleginnen und Kollegen extrem schwer, weil nur das Verständnis – sowohl das inhaltliche als auch das soziale – eine gedeihliche Zusammenarbeit ermöglicht. Das heißt, ich muss nicht nur verstehen, was die Tätigkeit des anderen ist, sondern ich muss auch ein Gefühl dafür haben, wie sich der andere Mensch in einer bestimmten Situation fühlt, weil das zur Interpretation des Verhaltens dazugehört. Wenn ich nicht weiß, wie sich der andere fühlt, dann verstehe ich vielleicht Aktionen, die dieser setzt, völlig falsch. Das heißt, wir brauchen nicht nur die Entwicklung der kognitiven, sondern auch der psychisch-sozialen Kompetenz. Und da ist mit Sicherheit die Familie verantwortlich – es wird heute vieles an die Schulen delegiert, was dort absolut nichts verloren hat. Wie kommt die Schule dazu, Kindern die primitivsten Dinge des Benehmens beizubringen, nur weil das zu Hause nicht erfolgt? Genauso kann die Schule nicht Lernaktivitäten an die Eltern auslagern. Ich sage nicht, dass die Eltern nicht unterstützen sollten, aber man kann sich nicht darauf verlassen, weil wir genug Familien haben, in denen die Eltern nicht einmal einen Pflichtschulabschluss haben. Wie soll man dann erwarten, dass die bei den Hausübungen helfen? Das kann einfach nicht funktionieren. Und ich möchte eine Lanze brechen für die Lehrkräfte, weil man ihnen über die Jahrzehnte sehr viel auch rechtlich und gesetzlich an Autorität weggenommen hat. Warum soll sich eine Lehrkraft hinstellen und ein Nicht genügend geben, wenn sie genau weiß, dass die Eltern dann klagen? Ich würde mir das auch nur zweimal antun – beim dritten Mal sage ich: Nein danke, dann kommt der Idiot eben durch. Auch egal. Also ich glaube, man muss den Lehrkräften auch ein bisschen mehr Autorität zurückgeben.

Das heißt, Sie sagen aus Ihrem Unternehmenskontext: Hochspezialisierte Fachleute werden weniger – oder gar nicht mehr - würden Sie das so sagen?

Gar nicht mehr würde ich nicht sagen. Die KI wird nicht alles ersetzen, aber sie wird sehr vieles ersetzen. Aber wir müssen verstehen, was sie tut. Wir verstehen heute nicht mehr genau, was sie tut.

Auf das Thema KI Künstliche Intelligenz kommen wir gleich zu sprechen. Kurz möchte ich noch beim Thema Fächeraufteilung bleiben. Wo erleben Sie das bildungswissenschaftlich als wunden Punkt? Wo denkt man noch zu sehr in Prüfungslogik und weniger in Zusammenhängen?

Das vernetzende Denken spielt absolut eine wichtige Rolle, und wir haben aus diesem Grund an der Pädagogischen Hochschule Niederösterreich uns eigentlich vom Fächerunterricht verabschiedet. Wir haben Orientierungen, die wir unseren Studierenden mitgeben wollen – beispielsweise Haltung als eine Orientierung oder Anthropozän. Unsere Lehrveranstaltungen haben wir so gestaltet, dass sie immer aus der Kinderperspektive den Namen bekommen. Beispielsweise: „Kinder erleben Gestaltungswelten.“ Wir haben uns total vom Fächerunterricht verabschiedet. Bei uns lernt man nicht mehr Sachunterricht oder Mathematik. Natürlich gibt es diese Fächer, weil es sie in der Volksschule gibt, aber wir in der Lehramtsausbildung haben uns davon verabschiedet, um genau dieses transdisziplinäre Denken zu fördern. Denn wir können nicht erwarten, dass unsere zukünftigen Lehrerinnen und Lehrer in die Schule etwas bringen, was sie nicht selbst erlebt haben – sonst wiederholen sie genau das, was sie in der Schule erlebt haben, die Meisterlehre. Insofern versuchen wir da aufzubrechen und gleichzeitig versuchen wir aber auch bewusst zu machen, was das Spezifikum eines speziellen Fachs ist, weil ich denke, dass das trotzdem notwendig ist im Sinne von Grundwissen, Basiswissen und auch der Terminologie, die sich ein jedes Fach, eine jede Wissenschaft über Jahrhunderte oder Jahrtausende entwickelt hat – dass das nicht verloren geht.

Und etwas von Herrn Kapsch möchte ich auch noch aufnehmen. Er hat ja gesagt, er möchte eine Lanze brechen für Lehrkräfte. Wie sehen Sie die Situation der Lehrkräfte momentan? Ist es so dunkel, wie Herr Kapsch es skizziert hat – ich kann keinen Fünfer mehr geben, weil ich dann verklagt werde?

Diese Tendenz gibt es tatsächlich natürlich – dass Eltern mit dem Rechtsanwalt drohen oder auch gleich kommen. Das wissen wir. Diese Situation haben wir. Ich denke aber, dass Lehrpersonen, wenn sie das tun können, was sie gerne tun, dann auch das, was sie tun sollen, lieber und besser tun. Ich wäre sehr für mehr Autonomie – nicht nur in der Schule, sondern auch in der Hochschule würde ich mir das wünschen: mehr Entscheidungsfreiheit für die Lehrperson und weniger Verwaltung in dem Sinn, weil dadurch sind die Lehrpersonen natürlich belastet. Hier gibt es ja die Initiative der Freiraumschule – wir wünschen uns auch eine Freiraum-Hochschule für mehr Autonomie und mehr Entscheidungsmöglichkeiten.

Herr Smole, ich weiß, dass Ihnen das Thema Interdisziplinarität sehr am Herzen liegt – nicht im Sinne von: Alle Menschen müssen alles können, sondern dass Systeme und Menschen über die Grenzen hinausdenken können. Warum ist Interdisziplinarität für Sie keine Kür mehr, sondern absolute Notwendigkeit? Und wo möchten Sie bei Frau Polz und Herrn Kapsch einhaken?

Meine Sicht ist die, dass Interdisziplinarität in Österreich wahnsinnig leicht möglich ist. Ich bin von meiner Ausbildung her Musikerzieher für Kindergärten, AHS und Musikschulen, Cellist und Dirigent – ohne Ausbildung als Staatsrechtler oder sonst irgendetwas. Und alle Disziplinen – universitär, nicht-universitär, Wirtschaft, Industrie – sind offen dafür, dass wir mit diesem Bildungsplan kommen und ihn verwirklichen wollen, indem wir nicht als Besserwisser kommen, sondern als Fragende. Keine Universität hat gesagt: Wir reden nicht mit euch. Niemand hat mir vorgehalten: Sie sind ja nur ein Musikant oder sonst irgendetwas. Und es waren ungefähr 8.000 Gespräche, die ich geführt habe in den letzten 13 Jahren. Davon hat es zweieinhalb gegeben, die unangenehm waren. Alle anderen waren es nicht. Ich glaube, dass dieses dauernde Betonen von: Das ist nicht meine Disziplin und so weiter – ganz einfach eine unberechtigte Angst ist, von Kollegen aus anderen Fachschaften eins über den Zaun zu kriegen, wenn man sich dazu äußert. Das hört man auch bei Gastvorträgen auf Unis immer wieder: Ich bitte die geehrten Kolleginnen und Kollegen um Verständnis, dass ich einmal kurz abseits meines Gebietes etwas sagen muss. Diese Ängste sind wirklich unberechtigt. Es ist die Frage, wie man mit seinem Nichtwissen daherkommt – und dann steigen alle ein. Es gibt keinen objektiven Grund, in Österreich vor der Interdisziplinarität Angst zu haben.

Keine Kommentare zu Frau Polz oder Herrn Kapsch? Erstmal nicht. Gut. Herr Kapsch, ich gebe das Thema Interdisziplinarität gleich in den Unternehmenskontext weiter. Wie fördert man das in Unternehmen, und welche Rolle spielt hier klassische Diversität?

Man fördert es durch Diversität unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern – keine Frage. Je mehr unterschiedliche Kulturen Sie haben, je mehr unterschiedliche Sprachen gesprochen werden, je mehr unterschiedliche ethnische Hintergründe vorhanden sind, desto offener werden die Menschen. Das ist am Anfang ein bisschen schwierig, aber man lernt es – man lernt auch zu verstehen, wie die anderen denken, wenn man offen ist. Das kann man natürlich dadurch fördern, dadurch dass man – wenn man ein globales Unternehmen ist – Gruppen aus verschiedenen Ländern und Kulturen zusammensetzt. Das Gleiche gilt im Bereich Gender: Reine Männerteams oder reine Frauentteams sind nie wirklich gut. Gemischte Teams sind immer besser. Das bedarf aber schon einer Anstrengung, weil der Mensch die Tendenz hat, sich dem Gewohnten hinzugeben – und das Gewohnte ist der eigene Kulturkreis. Aber nach einiger Zeit beginnen die Menschen schon auch Freude daran zu entwickeln, mit Menschen aus anderen Kulturen zu kommunizieren. Es ist nicht immer einfach, und vor allem: Wir glauben immer, dass gewisse Kulturen uns viel näher sind als andere. Wir glauben zum Beispiel, dass die Nordamerikaner uns so nah sind – mitnichten, zumindest nicht uns Österreichern.

Die Südamerikaner oder die Russen sind uns mentalitätsmäßig viel näher als die Menschen in den USA. Wenn man das sagt, wird man als Gegner der USA hingestellt, aber es ist nun einmal so – ich habe das am eigenen Leib verspürt.

Ich möchte diesen Gedanken der Interdisziplinarität noch einmal zurück zu Ihnen führen, Herr Smole, weil Sie in einem unserer Gespräche gesagt haben, COVID wäre ganz anders verlaufen oder der Lockdown, wenn es interdisziplinäre Teams gegeben hätte. Warum sind Sie dieser Meinung?

Die Augen geöffnet hat mir diesbezüglich eine Professorin aus Innsbruck, ich glaube, sie heißt Frau Professor van der Laer, die einmal in einem Nebensatz in einem Interview gesagt hat: Ich bin froh, dass ich zu diesem Problem aus der Sicht einer Virologin Stellung nehmen muss und mich mit den möglichen Nebenwirkungen im Bezug auf das soziale Leben nicht auseinandersetzen muss. Das war eine völlig richtige Bemerkung, und die Dame hat auch noch Wert darauf gelegt, dass die Virologie an sich auch noch viele Unterdisziplinen hat. Also die Virologie ist auch nicht nur eine Disziplin – genauso wie die Dermatologie innerhalb von nur 10 Jahren sich in sechs Fachrichtungen aufgespalten hat in den 90er Jahren. Und da ist ganz einfach eines: Es hat bei COVID damals Einigkeit gegeben – wie Sebastian Kurz gesagt hat: Wir bremsen, soweit wir können, koste es was es wolle. Alle waren damals dafür, ich auch. Aber viel zu wenig hat man darauf geschaut, was die Nebenwirkungen im sozialen Leben sein könnten. Und da ist eine offene Frage: Alle Universitäten haben Institute für Sozialmedizin – die haben aus meiner Wahrnehmung während COVID geschwiegen. Das wären die gewesen, die hätten sagen müssen: Hoppla, wenn man die Leute einsperrt, könnten auch diese und diese Folgen eintreten. Ich habe überhaupt keine Meinung darüber, was besser gewesen wäre. Nur es ist nicht wirklich thematisiert worden, dass es ganz einfach Folgen geben kann, die eine viel breitere Wirkung haben. Auf die Schule hat COVID definitiv ganz katastrophale Auswirkungen gehabt. Wie der Herr Minister gesagt hat, jetzt ist der Lockdown vorbei mit frischem Schwung – davon ist keine Rede. Seit COVID ist es mit den Schulen und in den Schulen um ein Vielfaches schwerer durchschnittlich als vorher.

Wie kann man Interdisziplinarität pädagogisch sinnvoll fördern?

Interdisziplinarität kann man aus meiner Sicht dann sinnvoll fördern, wenn wir das spezifische Angebot stellen – also interdisziplinäres Denken und nicht nur Denken in Fächern. Das bedeutet aber auch, dass wir Lehrpersonen und Lehrende haben, die interdisziplinär unterwegs sind und diesbezüglich Erfahrungen haben. Denn nur wenn ich diese Räume öffne, kann ich auch die spezifischen Angebote stellen. Wir sehen es manchmal so, dass wir, um diese Interdisziplinarität gewährleisten zu können, Teams bilden bei Lehrenden, die eben aus unterschiedlichen Disziplinen den Blick auf ein spezifisches Problem werfen und mit den Studierenden dann auch im Team kreative Lösungen entwerfen.

Ich komme auch aus einer Lehrer*innen-Familie. Ist das nicht wahnsinnig anstrengend? Ich hatte immer das Gefühl, Lehrer sind schon unglaublich belastet. Jetzt soll ich mich auch noch in Teams zusammenschließen, jetzt soll ich auch noch fächerübergreifend denken. Wird das trotzdem angenommen, weil es letztendlich einen Vorteil hat oder wird es als unglaubliche Anstrengung angenommen?

Wir sehen es eigentlich so, dass es größtenteils gut angenommen wird – dann, wenn es wirklich gleichberechtigte Teams gibt, also sozusagen nicht TEAM: „Toll Ein Anderer Macht es“, sondern wenn Teams wirklich aus gleichberechtigten Personen bestehen. Dann kann auch interdisziplinärer Unterricht oder Lernen stattfinden, denn Lernen erzeugt Lernen. Lehren erzeugt kein Lernen.

Ich möchte diesen Gedanken vielleicht noch ein bisschen weiterdrehen: Was nährt denn überhaupt Bildung? Wir wissen, und Bildungsminister Wiederkehr hat es in seinem Plan Z ja auch ausgedrückt und es schwingt ja auch sehr viel Wahrheit damit, dass wenn etwas dazukommt, etwas anderes wegfallen muss – im Unternehmenskontext streicht man zuerst bei HR, Marketing, Aus- und Weiterbildung, im schulischen Kontext gehen meistens Fächer wie Musikerziehung, künstlerische Bildung zurück. Wie wichtig ist künstlerische Erziehung, Musikerziehung im Bildungskontext?

Wir wissen natürlich, dass Musikerziehung, künstlerische Erziehung, musische Erziehung unmittelbare Auswirkungen auf die kognitiven und sozialen Fähigkeiten hat. Ich denke aber, die Gefahr liegt darin, dass wir sagen: Wir haben Musik, weil die Kinder dadurch besser in Mathematik werden. Ich sehe die Gefahr in der Begründungsfalle. Musik darf nicht gerechtfertigt werden müssen, weil sie kognitive Fähigkeiten fördert – Musik darf auch Freude bereiten und soll es auch, und die Menschen emotional berühren. Ich glaube, das ist ganz wichtig, dass wir uns nicht darauf beschränken, uns zu überlegen: Können wir uns Lateinstunden oder Altgriechischstunden überhaupt leisten? Bildung hat keinen reinen Zweck, ist nicht immer nur zweckgebunden. Bildung muss nicht immer unmittelbar nützen – sonst ist das eine Ausbildung, die uns unmittelbar nützt. Aber Bildung im Sinne eines Prozesses des Individuums, das sich weiterentwickelt, das seinen Horizont erweitert – das muss nicht immer nur nützlich sein. Also diesen Nützlichkeitsgedanken sollten wir ein bisschen herausbekommen.

Herr Kapsch – im Unternehmenskontext geht es doch sehr stark immer wieder um Leistung, Tempo, Qualität. Wie stehen Sie zu Fantasie, Kreativität und kultureller Bildung? Nutzt das im Unternehmenskontext etwas?

Ich habe gerade nachgedacht, wie Sie beide gesprochen haben. Ich glaube, weil Sie vorhin in die Richtung gesagt haben: Wie bringe ich Menschen dazu, dass sie lernen? – Ich glaube, die Grundvoraussetzung ist Neugierde. Wir müssen den Menschen beibringen, neugierig zu sein, weil nur wenn ich neugierig bin, lerne ich gerne. Was tun wir im Unternehmen? Wir haben sehr viele Weiterbildungsmaßnahmen, die genau die kulturellen Aspekte ansprechen. Wir haben sechs Cs – sechs Unternehmenswerte –, und von diesen sechs Cs ist ein Wert Curiosity, also Neugierde. Und der Rest sind eigentlich alles kulturelle Werte. Da steht nichts über Zahlen, nichts über Profitabilität. Damit fördern wir genau diese Offenheit. Das Wort Offenheit ist, glaube ich, noch nicht gefallen – aber unterschwellig war es in vielen Aussagen mitgemeint: die Offenheit für Neues, die Bereitschaft, Dinge zu verändern und sich selbst zu verändern, und Veränderung nicht als Gefahr zu sehen. Natürlich gibt es Veränderungen, die Gefahr bedeuten – diese ganze Kriegstreiberei, die wir jetzt überall haben, ist wirklich eine Gefahr. Aber viele Dinge, die die Menschen als Gefahr sehen, sind in Wahrheit eine Chance. Das müssen wir fördern – mit interdisziplinären Seminaren, die die Menschen auch sehr gerne besuchen. Viel lieber als die nächste KI-Schulung, die mir selbst schon zum Hals herauskommt, aber die ich halt machen muss als gutes Beispiel für die anderen.

Neugierde ist ja eine Innenweltkompetenz. Das ist nichts, was ich erlernen kann, indem ich das hundertste Seminar besuche, sondern das macht etwas mit meiner Innenwelt. Ich muss zuerst an mir arbeiten, bevor ich Veränderungen angehen kann. Herr Smole – kann ich solche Innenweltwerte wie Selbstvertrauen, Selbstbewusstsein, Empathie stärker fördern, indem ich das Musische in der Schule lasse und nicht an den Rand dränge?

Diese Bereiche haben in der Schule ein sehr wichtiges Werkzeug. Das entscheidende Werkzeug für all das, was Sie genannt haben, ist der Lehrer selber als Vorbild in jeder Hinsicht. Und wenn der Lehrer gezwungen ist, in jede zweite Stunde zu spät zu kommen, weil es in großen Schulen in Wien immer noch 5-Minuten-Pausen gibt, wo man in 5 Minuten nicht von einer Klasse in die andere kommt, dann ist das ein Strukturproblem, das das Vorbild des Lehrers beschädigt und behindert. Dazu vielleicht

noch kurz zur Neugierde. Wir haben einen Zufallsbefund bekommen in den Gesprächen über den Bildungsplan – immer vier bis sechs Augen-Gespräche. Wir sind Menschen gegenübergesessen, von denen wir den starken Verdacht gehabt haben: Sie üben ihren Traumberuf aus, erzählen voller Freude von ihrem Beruf mit roten Wangen. Das sind hin und wieder Führungskräfte, das sind auch Reinigungskräfte – Menschen unterschiedlichster Berufsgruppen, die einfach signalisieren: Ich mache das wahnsinnig gerne. Wenn der Verdacht erhärtet ist, fragen wir höflich, ob unser Verdacht richtig ist. Er wird immer bestätigt, indem die Befragten ohne zu atmen sofort zum Erzählen anfangen, wie sie zu ihrem Traumberuf gekommen sind. Und da ist eines interessant: Weit über 90 % dieser Traumberufsinhaber sagen, die Inspiration für ihren Traumberuf haben sie im ganz frühen Kindesalter bekommen – lange vor dem Kindergarten. Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, dass... So erzählte mir der Herr Dr. Hellsberg, der ehemalige Vorstand der Wiener Philharmoniker: Seine früheste Erinnerung war das Erlebnis der Eröffnung der Wiener Staatsoper. Er steht mit seiner Mutter vor der Oper, es wird ins Freie übertragen, sein Vater sitzt drinnen, und es klingt so wunderschön – das war für ihn der Moment, wo er gesagt hat, er möchte Musiker werden. Oder wir saßen dem Bildungsbeauftragten der Börse gegenüber, Herrn Magister Hof, dem Sohn des berühmten Fußballers, der auch Traumberufler ist und gleich zu erzählen begonnen hat: Meine Eltern hatten einen Eissalon an der Ecke Wipplinger Straße/Gürtel, und ich bin aufgewachsen mit der schönen alten Börse vor meinem Kindergesicht, und mein Wunsch war – egal, was ich dort arbeiten müsste – ich möchte in diesem Gebäude arbeiten. So ist er Börsianer geworden. Das heißt: Wenn die Wirtschaft jammert, dass bei der Berufsorientierung mit 14 Jahren nicht so viel herauskommt, sodass es die Berufsorientierungsmessen jetzt immer weniger gibt, dann ist die Antwort klar. Die Aufmerksamkeitsspeicher der jungen Leute sind mit 14 Jahren randvoll. Was im Aufmerksamkeitsspeicher in der ganz großen Tiefe bleibt, sind die ganz frühen Erlebnisse – leider nicht nur die positiven, sondern auch die negativen. Kinder, die Gewalt erfahren in ganz jungen Jahren, empfinden diese Gewalt als Normalität, mit den Folgen, die wir teilweise kennen. Die Aufgabe des Kindergartens ist nicht, eine bessere Volksschule zu sein, sondern den Kindern alles zu zeigen, was Interesse stimulieren könnte – und zwar nicht im Sinne von: Jetzt gehen wir alle dorthin, bleiben 10 Minuten und dann zum Nächsten. Nein, lässt die Kinder frei. Es gibt eine interessante Studie aus einem Kindergarten in Düsseldorf: Man hat alle Kinder in diesem Kindergarten mit Chips verkabelt und den ganzen Tag aufgezeichnet, wo sie sich bewegen. Jedes Kind hatte eine andere Farbe. Und da hat man gesehen, dass es einen Ort gab in diesem Kindergartenareal, wo alle Kinder sehr oft waren. Und dann stellte sich heraus: Das ist der einzige Fleck, wo das Personal nie hinging. Das ist auch eine Wegweisung, dass im Bereich des Kindergartens und der Schule oft weniger viel mehr wäre.

Vielen herzlichen Dank. Einen Punkt möchte ich aufgreifen: Sie haben gesagt, man muss den Kindern alles zeigen. Und ich habe unseren Gästen versprochen, wir kommen noch auf das Thema KI zurück. Drei Ks haben wir schon behandelt: Kunst, Kultur, Kreativität. Die Künstliche Intelligenz fehlt uns noch in einer Welt, wo heute alles reproduzierbar und interpretierbar ist durch KI. Wo bleibt da das Menschliche? Ich möchte im Unternehmenskontext anfangen. Braucht es noch das Menschliche und müssen wir die KI in musikalische Früherziehung schicken, damit sie kreativ ist oder ist sie kreativ heute?

Erstens bin ich der Überzeugung, dass wir das menschliche Element auf Dauer brauchen werden, wenn wir unsere Gesellschaft erhalten wollen. Wenn uns das egal ist, brauchen wir das menschliche Element gar nicht, weil dann übernimmt die KI alles. Ich erzähle ein Beispiel: Ein Wissenschaftler hat zwei KIs gegeneinander antreten lassen, und die haben zu streiten begonnen, so wie Menschen. Er hatte einer dieser KIs einen Namen gegeben, der anderen nicht. Und die hat sich dann bei ihm beschwert, warum sie keinen Namen hat, worauf er fragte: Welchen Namen hättest du gerne? Und sie hat den Namen der Frau genannt, die den ersten Algorithmus entwickelt hat. Da wird einem dann schon übel, und dann braucht einem niemand mehr erzählen, dass KI sich nicht verselbständigt oder

nicht kreativ sein kann. Wir haben im Vorgespräch darüber gesprochen, was ist die Definition von Kreativität? KI kann heute Sinfonien schreiben. Jetzt kann man sagen: Gut, die sucht sich das halt aus Datenbanken heraus und kompiliert das und fertig. Muss ich aber sagen: Jemand, der Musik studiert und Komponist wird, bekommt ja auch eine gewisse Datenbasis in seiner Ausbildung. Der liest ja auch, spielt ja auch, hört ja auch Sinfonien anderer. Also so groß ist der Unterschied gar nicht zwischen dem, was die KI tut, und dem, was unser menschliches Gehirn tut. Und die nächste Stufe ist die Frage: Wird KI auch fühlen können? Ich fürchte: ja. Ich habe mein ganzes Leben in der IT verbracht und beschäftige mich immer mit diesen Dingen. Technologisch finde ich das faszinierend. Gesellschaftspolitisch finde ich das extrem riskant und extrem gefährlich.

Frau Polz – dort, wo die KI immer mehr Wissen reproduzieren kann: Was muss man bei Kindern und Jugendlichen noch fördern?

In einer Welt, wo KI sehr gut darin ist, Wissen zu generieren, wird das Menschliche immer wichtiger. Nicht alles wird wichtiger, aber vieles bekommt mehr Bedeutung. Beispielsweise Urteilsfähigkeit und Verantwortung. Die KI übernimmt keine Verantwortung. Die Verantwortung wird immer bei Menschen bleiben müssen, und darum wird es immer wichtiger, Verantwortung zu übernehmen zu lernen. Das Bewusstsein für Urteilsfähigkeit. Das sind alles menschliche Fähigkeiten. Auch menschliche Begegnungen werden immer wichtiger werden – Wissen kann ich mir aus der KI holen, aber wirkliche menschliche Begegnungen, bei denen tatsächlich jemand wirklich anwesend ist, werden an Bedeutung gewinnen. Und es wird auch weniger die Frage sein, woher unser Wissen kommt, sondern eher: Wie gehe ich damit um? Welche Verantwortung habe ich dadurch meinen Kindern oder meiner Umwelt gegenüber? Die Kreativität – ja, KI kann auch kreativ sein, das wissen wir. Da kommt es darauf an, was wir unter Kreativität verstehen. Wenn es create, also das erschaffen ist, dann kann die KI wohl einiges erschaffen. Aber die menschliche Kreativität – wir wissen ja gar nicht wie sie entsteht. Wir können sie nicht so leicht herbeiführen. Sie entsteht oft durch Zufall, durch Neugierde, manchmal auch durch Krise. Und das Zwischenmenschliche – das wird viel wichtiger, auch in unterschiedlichen Berufen wie der Pflege, also das sich kümmern um den anderen Menschen – das wird aus meiner Sicht auch in der Schule viel wichtiger.

Herr Smole – KI ist gekommen, um zu bleiben. Wie ist das im Bildungsplan berücksichtigt?

Der Bildungsplan folgt dem Prinzip oder der Hoffnung: Je größer die durch Denken, Fühlen, Lesen, Schreiben und Rechnen geschulte natürliche Humanintelligenz ist, desto eher kommt es zu einem positiven Umgang mit KI und Co und den Folgen. Und viel mehr fällt uns dazu nicht ein. Wenn das mit Leben erfüllt wird, was in diesem Postulat drinnen steht, dann ist das eine große Aufgabe – aber nicht durch Notengebung zu bewältigen, nicht durch Zwang, sondern durch das, was beim Bildungsplan als großes Motto über den 1.200 Seiten steht: Das Ziel dieses Bildungsplanes ist, dass künftig alle Lehrerinnen und Lehrer ein Berufsleben lang tagtäglich so gerne in die Schule gehen, wie sie es gerne hätten, dass ihre Schülerinnen und Schüler es tun. Diese Lehrer gibt es schon, irgendwann sollen alle Lehrer so sein – das ist das Ziel. Dann werden wir KI auch auf eine relativ positive Art bewältigen können.

Vielen herzlichen Dank. Wir haben bereits befürchtet, dass uns die Zeit ausgeht – jetzt tut sie uns das tatsächlich. Deswegen würde ich Sie nun um Ihre Abschlusstatements bitten. Herr Kapsch – was würden Sie sich für die kommenden Generationen vom Bildungssystem wünschen? Wie sollen die aus- und weitergebildet werden abseits von Fachwissen? Und wenn Sie noch zusätzlich eine Botschaft mitgeben wollen...

Ich glaube, dass es abseits vom Fachwissen – und ohne Fachwissen geht es nicht, das ist die Basis. Ohne Fachwissen können wir nicht denken, so wie wir ohne Sprache nicht denken können. Denn wir denken in Sprache. Was ich schon möchte, ist, dass wir sozialkompetente Menschen heranbilden.

Was heute der Fall ist: Wir trainieren Menschen auf Konkurrenz gegeneinander. Die Universitäten sind genau darauf angelegt. Die Art, wie wir selektieren und benoten, ist auf Konkurrenz zwischen den Menschen angelegt. Das war zu meiner Zeit nicht so. Und wir verlangen dann in der Wirtschaft genau das Gegenteil – nämlich, dass sie nicht gegeneinander konkurrieren, sondern dass sie miteinander etwas schaffen. Das heißt, jahrelang werden sie in eine Richtung geschult, und dann sollen sie plötzlich etwas völlig anderes tun. Was ich mir auch wünsche, ist, das ist ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, dass wir wieder diskursfähig werden. Wir arbeiten heute in vielen Foren nach dem Prinzip: Wer nicht für mich ist, ist gegen mich. Das führt zu einem Zerwürfnis in der Gesellschaft, zur Polarisierung und zur Blockbildung. Genau das haben wir. Wir reden heute sehr viel über Identitäten und die Hintergründe von Identitäten. Statt also zu sagen wir sind alle Menschen, wie wir das über Jahrzehnte versucht haben, gehen wir jetzt wieder identitätsspezifisch vor. Wenn man diesem Prinzip folgt, ist man ein Rechter oder sonst etwas. Zu meiner Zeit – wir haben an der Uni viele verschiedene Gruppen gehabt, von den revolutionären Marxisten über die Sozialisten bis zu den Halbadeligen – wir haben uns wirklich Gefechte geliefert, richtige Fights. Ich bin ein Sozialliberaler. Ich bin kein Rechter und auch kein Linker. Wir haben uns fights geliefert zum Beispiel mit den Marxisten. Das war spannend. Wir waren unterschiedlicher Meinung. Aber wir haben die Meinung des anderen respektiert und nicht gesagt: Du bist ein Outlaw. Genau das haben wir heute, und dagegen müssen wir kämpfen – und da muss auch das Bildungssystem etwas tun, weil die Familien leider nichts dagegen tun.

Vielen herzlichen Dank – sehr kraftvoll. Herr Smole – was darf bei Bildung nicht verloren gehen, was wir heute schon haben?

Den Optimismus dürfen wir nicht verlieren, einfach deswegen, weil es so tolle Schulen gibt, so tolle Lehrer, so tolle Direktoren. Ich habe einen Direktor kennengelernt bei einer Veranstaltung im Parlament. Ein Direktor stand auf und schrie laut: An Wiener Schulen herrscht Krieg-Krieg-Krieg! Es wurde fest applaudiert – nicht von den Abgeordneten, sondern von den Besuchern. Und dann steht einer auf und sagt: Kollege, was redest du? Meine Schule ist 300 Meter von deiner entfernt, wir haben dieselben Leute, und wir sind eine Sonnenschule. Er hat es sich getraut. Drei Tage später war ich in dieser Schule, und das ist wirklich eine Sonnenschule mit ganz besonderen Gründen, von denen wir lernen können – dafür könnte man eine eigene Podiumsdiskussion machen. Was das Wichtigste ist, wissen wir spätestens seit der berühmten Studie von John Hattie. Er hat erforscht, was die wichtigsten Gelingensbedingungen von Schule sind. Die gewichtigste Gelingensbedingung ist nicht die Persönlichkeit des Lehrers, wie oft irrtümlich gesagt wird, sondern Hattie sagt: Was der einzelne Lehrer vor der Klasse tut, ist die wichtigste Gelingensbedingung. Das heißt, wir brauchen eine Pädagog*innenbildung, die den künftigen Lehrer*innen genau das gibt, was sie dazu befähigt, vor der Klasse menschlich, disziplinar und fachlich zu bestehen. Das brauchen wir. Und die letzte Sache ist ein Zitat von Peter Sloterdijk, der nicht müde wird zu sagen: Die wichtigste Zukunftskompetenz ist die Überblicksfähigkeit. Und so sind wir eigentlich wieder am Beginn unserer heutigen Diskussion.

Vielen Dank. Dann spannen wir den Bogen zu Ende. Frau Polz – wenn Sie den Zauberstab schwingen dürften und sich eine Maßnahme aussuchen dürften, die ab morgen Wirkung zeigen könnte – welche wäre das?

Das wäre der Potenzialblick: weg von der Defizitorientierung, hin zum Potenzialblick. Alle Kinder haben Potenzial, auch wenn sie es manchmal verstecken. Wenn die Lehrperson es schafft, aufs Potenzial zu blicken, es zu entdecken und zu fördern, dann gibt sie den Kindern die Chance, sich weiterzuentwickeln. Das wäre mein erster Wunsch. Und wenn ich noch ein bisschen weiter schwingen darf mit meinem Zauberstab: Nikolaus Harnoncourt hat dafür plädiert, dass Kinder ein Recht haben auf Bildung, nicht nur auf Ausbildung. Mein zweiter Doktorvater Werner Lenz plädiert sogar dafür, dass unsere Gesellschaft es sich leisten könnte und sollte, dass alle Personen 15 bis 20

Jahre Bildung genießen dürfen – wer studiert, genießt die ja durchaus auch schon. Also Bildung im Sinne von: Horizont öffnen, Weiterbildung. Das wären meine zwei Wünsche. Und ich denke: Meinungsverschiedenheiten sind eine Chance, die sollten wir ergreifen und weiter darüber diskutieren.

Vielen herzlichen Dank – auch sehr kraftvolle, abschließende Worte. Vielen Dank für diese offene und ehrliche Podiumsdiskussion. Die lässt sich jetzt wahnsinnig schwer in 5 oder 6 Sätze zusammenfassen. Ich möchte Ihnen vielleicht zwei Gedanken mitgeben, die mir während der Diskussion eingefallen sind. Der eine Gedanke ist: Bildung darf die Menschen nicht kleiner machen als die Welt, in der sie leben. Und der andere Gedanke, der mir in den Sinn gekommen ist – auch mit Frau Polz und dem Thema Potenzialentfaltung ist: Dass wir gerade in einer Zeit von KI, in der Wissen immer reproduzierbar und künstlich generierbar wird, wir auf das Menschliche nicht vergessen dürfen – auf das, was die KI vielleicht nicht reproduzieren kann: Dinge wie Fantasie, Dinge wie Potenzialentfaltung, Dinge wie künstlerische Erfahrung oder Urteilskraft, Dinge wie Menschlichkeit – oder wie es Harnoncourt ausgedrückt hat: den Mut, Grenzen zu überschreiten. Und vielleicht ist das auch der bleibende Impuls von Nikolaus Harnoncourt: Dass Dinge wie Bildung, Denken, Verantwortungskompetenz, Kunst nicht zur Nebensache werden sollen, sondern zu etwas zutiefst Menschlichem und damit auch zu etwas zutiefst Zukunftsfähigem. An dieser Stelle noch einmal ein herzliches Dankeschön an Frau Polz, an Herrn Smole und an Herrn Kapsch für diese interessanten Gedanken, die heute mit uns ausgetauscht wurden.

Wir sind nun am Ende der Veranstaltung angelangt. Ich möchte Sie noch auf drei Punkte aufmerksam machen: Um 18 Uhr findet hier in diesem Saal das Künstlergespräch mit Dr. Wolfgang Schüssel und Dr. Franz Harnoncourt statt. Um 15 Uhr gibt es ein Konzert in der Pfarrkirche St. Georgen. Und die nächste Denkwerkstatt ist am 11. Juli um 19 Uhr hier in der Landesmusikschule St. Georgen im Attergau mit dem klingenden Titel „Imaginationsraum Kunst“ – ein Gespräch zwischen Kulturmanager und Pianist Markus Hinterhäuser, zu Gast bei Kurator Florian Boesch. Meine Damen und Herren – und auch an alle im Livestream, die uns begleitet haben –, ich darf mich an dieser Stelle von Ihnen verabschieden. Ich wünsche Ihnen noch ein paar interessante Tage hier in St. Georgen oder eine sichere Heimreise und ein wunderbares, sonniges Wochenende. Vielen Dank. Auf Wiedersehen.